Verfalltag

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 49

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647818

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49
XV. Jahrgang
1925

Bern
5. Dezember
1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Winterfrühe.

Von Heinrich Fischer.

Horch! ein Glöcklein lebt,
Nun der Tag sich hebt.
Und im Schneegewand
Feiern Berg und Land.

Silbern sprüht der Duft:
Durch die klare Luft
Tragen Engel rein
Gottes Morgenschein.

Verfalltag.

Von Johanna Siebel.

Durch das schmale Wiesental zieht die schwere feuchte Luft eines Novembermorgens, welche nur die Nähe erkennbar läßt. Tief streichen die Wolken über der Erde. An den hügeligen Geländen zu Seiten des Tales kriechen schmale weißgraue Nebelstreifen, durchflattert von schwarzen Rabenflügeln, durchkrächzt von Rabenschreien. Ungastlich und unfroh schauen die wenigen Häuser an der Landstraße.

Einige Arbeiterfrauen mit großen Deckelkörben an den Armen, wandern in das nahe Städtchen und nicken mit kargem Gruß den andern zu, die, auch körbebeschwert, zu ihren Heimwesen zurückkehren; es ist kein Morgen zum Verweilen und um miteinander zu reden. Aber es gehen auch einige Arbeiter in blauen Leinenkitteln über die Landstraße, die scheren sich den Teufel um den bedrückenden Tag, sie schimpfen über die verflucht schlechten Zeiten und die verdammt schlechten Löhne. „Der Holdringhans will am Samstag die Hälfte der Leute entlassen", sagte der eine, „und der Roland desgleichen. Wahrhaftig, nette Aussichten für den Winter. Das ist auch eine Art von Schinderei. Dann können wir das Pfotensaugen im großen betreiben und allesamt den Brotkorb höher hängen!"

„Da magst du recht haben", nickt bestätigend der andere. „Der Bickenbach wird wohl bald ganz schließen müssen; der Scholz hat das aus sicherer Quelle." Der Redende klaubt umständlich eine grüne Schnabspulle aus der Hosentasche, nimmt einen kräftigen Schluck daraus, leckt sich den feuchten Schnauz und schiebt die Flasche ebenso umständlich in die Tasche zurück. Er hebt mit breitem Atmen die Brust und fährt dann fort: „Schade um den Bickenbach. Der ist im allgemeinen ein braver Kerl; hat ein Herz für seine Arbeiter. Das muß ihm die Gerechtigkeit lassen. Der läßt bei allem Poltern und Schimpfen auch den Untergebenen gelten. Den Bickenbach kenne ich. Ich bin sechs Jahre Spinner bei ihm gewesen!"

Der dritte in der Reihe hat unwillkürlich seine Schritte verlangsamt: „Der Bickenbach hat mir seinerzeit billigen Grund und Boden für mein Häuschen gegeben, der hat es tatsächlich mit manch einem von uns gut gemeint. Ist das denn wirklich wahr, was du da von ihm und seiner schlimmen Lage sagst? In dieser bösen Zeit haben sich die unheimlichsten Gerüchte schon an manchen gehängt, der auf ganz festen Füßen steht. Der Bickenbach hat doch die reiche Frau!"

„Pah, reiche Frau!" höhnt der andere, „hat sich was! reiche Frau! Als ob das etwas bedeutet in solchen Verhältnissen! So eine Fabrik kann unter Umständen ein Faß ohne Boden sein, August, man schüttet hinein und wieder hinein, und das große Loch läßt doch alles durch, und es bleibt nichts haften. Da nützt und hilft rein gar nichts. Was willst du da machen und immer weiter versuchen? Das ganze große Werk ist schwer mit Hypotheken belastet; ich habe das aus sicherer Quelle. Die reiche Frau hat ihre erste Hypothek aus Gutmütigkeit, aber wohl am meisten unter dem Zwang der Verhältnisse dem Hauptagenten vom Bickenbach abgetreten. Weil jedoch auch schon eine zweite Hypothek auf dem Fabrikgebäude steht, so ist infolgedessen aus ihrer guten ersten eine dritte geworden. Verlaß dich drauf, die reiche Frau will und kann nicht mehr viel einbrocken, die kann am Ende noch dem Herrgott danken, wenn sie ein Dach über dem Kopfe behält. Und im Vertrauen gesagt, mit dem Reichtum von der reichen Frau Bickenbach ist es nicht so weit her, wie man immer gemeint hat. Wenn es da krumm geht, wie man munkelt, dann sitzen die gründlich in der Patsche. Hör nur, wie die Raben krächzen!"

„Schrei auch nicht so!“ stößt ihn sein Gefährte an. „Nimm dich ein wenig in acht! Sieh doch! Da kommt der Bickenbach!“

„Guten Morgen, Herr Bickenbach!“ sagen die Arbeiter und rücken höflich die Mützen.

„Guten Morgen, miteinander“, erwidert Bickenbach den Gruß. —

Die Arbeiter beschleunigen ihre Schritte. Der Hauptsprecher aber kann es nicht unterlassen, einen forschenden mitleidigen Blick zurückzuwerfen auf den Fabrikherrn. „Der ist grau geworden in der letzten Zeit!“ sagt er bedauerlich, „und wie ihm der Rock schlappig um die Schultern hängt! Wahrhaftig, man könnte glauben, der große Mann sei kleiner geworden. Ganz zusammengefallen sieht er aus!“

„Du hast recht!“ bestätigt sein Gefährte, „ja so geht es in der Welt! Immer Breikessel um! Es ist noch gar nicht lange her, da war das noch ein großes Getue und eine Herrlichkeit bei den Bickenbachs!“

Sie biegen um die Wegecke. Der Mann, um den sich ihre Reden und Mutmaßungen weiter drehen, folgt ihnen in einiger Entfernung. Freundlich, indessen doch merkbar zerstreut, erwidert er die achtungsvollen Grüße der Vorübergehenden. Jetzt wird die Landstraße begrenzt von einigen Arbeiterhäusern aus rotem Ziegelstein. Kinder spielen davor. Als sie Bickenbach erblicken, wickeln sie die blaumarmorierten Händchen aus den Katunschürzchen und ziehen sie hervor unter den dreieckig umgebundenen Wolltüchern. Die Kinder springen auf Bickenbach zu und strecken ihm zutraulich die Hände entgegen. Gütig aus seinem Gedankenverlorensein schaut er auf sie nieder und greift in seine Tasche. „Heute habe ich keine Klümpchen bei mir“, sagt er. „Aber da habt ihr einen Fünfer;“ er drückt einem kleinen Mädchen mit rotgefrorenem Stumpfnäschen und blondem Strubelkopf ein Geldstück in die Hand. „Springt und kauft euch selber welche. Ihr sollt nicht zu kurz kommen!“

Die Kinder sagen: „Danke schön, Herr!“ und hüpfen frohbeglückt von dannen. „Der ist ein Guter, der Herr Bickenbach“, jubeln sie, „der ist besser als viele, das gibt einen ganzen Haufen zuckersüßer Klümpchen. Wir gehen zur Frau Müller, die gibt uns am meisten!“

Bickenbachs ernste Züge hatten sich ein wenig aufgehellt, als er sich zu den Kindern hinabneigte. Jetzt aber zeigen sie aufs neue den sorgenvoll beschäftigten Ausdruck. Früher muß Bickenbach ein imponierend schöner Mann gewesen sein. Heute hat seine Haltung etwas Gebeugtes, als schleppe seine hohe Gestalt eine unsichtbare Last. In seinem langen Bart sind graue Fäden, und feine Linien durchfurchen sein Antlitz. Indessen liegt bei aller dunkeln grüblerischen Sorge eine große Güte in diesen blauen Männeraugen, und die Adlernase gibt dem Ausdruck des ganzen Gesichtes etwas Kühnes und Entschlossenes. Sicherlich, dieser Mann verstand es, sich zu wehren in den unausweichlichen Kämpfen des Daseins und wich nicht feige aus, wenn das Schicksal einen Einsatz forderte von ihm.

Von Zeit zu Zeit streicht sich Bickenbach in tiefem Sinnen durch den Bart, und mit weißlichem Hauch stößt sich ein Seufzer in die Luft. Als er um die Wegecke biegt, steigt aus den grauen Novembernebeln eine große Fabrik empor. Wie eine mächtige Säule ragt der Schlot in die Luft. Rauchfahnen flattern an seiner Spitze. Ein mit Kohlenasche gut verstampfter Weg führt von der Landstraße zu den stattlichen, aus roten Ziegelsteinen aufgeführten Gebäulichkeiten, die nahezu die Breite des schmalen Tales ausfüllen. Niedrige Bergrücken erheben sich zu beiden Seiten, die zum Teil mit prächtigem Hochwald bedeckt sind. Mächtige Buchen strecken die kahlen Aeste weit und suchend nach allen Seiten. An den großen starken Eichen hängt das braune starre Laub, das die Novemberstürme noch nicht abzureißen vermochten. Hohe trotzigschöne Tannenwälder krönen die Höhe. Neid liegt in dem Blick, den Bickenbach über die herrlichen Wälder sendet. Mit einer kurzen scheuen Wendung blickt er zur anderen Seite.

Dort zeigt sich der Bergboden in trauriger Nacktheit. Einige schwere Baumstrünke greifen mit faserigen Wurzeln in die Luft wie ebenso viele Arme, die sich mit bitterer Anklage zum Himmel strecken.

Im Vorjahre stand dort Bickenbachs Buchenwald. Wie Tempelsäulen hoben sich die glatten prachtvollen Stämme. Durch keinen Wald ließ es sich so herrlich wandern. In keines andern Waldes Schatten konnte man so voll betender Andacht ruhen.

Wie Felix Bickenbach an seinen Wald denkt, muß er unwillkürlich den Hut abnehmen und sich die heißgewordene Stirne kühlen. Wie manches liebe Mal ist er nach des Tages Arbeit mit seinem treuen Weib und den Kindern dort auf der Höhe gesessen, den Feierabend genießend. „Daß ihr mir den Wald in Ehren haltet!“ hat er oft zu seinen Buben gesagt, „unter diesen Bäumen hat schon mein Vater hinausgeschaut über das Land!“ Im Vorjahre indessen hat er zu verschiedenen Malen auf diesen abendlichen Wanderungen sinnend und überlegend gesagt: „In dem Walde steckt ein Kapital! Wenn man das flüssig machte!“ Aber sein Stolz und seine Liebe zu dem Buchenwald haben sich gewehrt und aufgebäumt gegen die lauernden, drängenden Gedanken und Wünsche. Bis dann eines Tages doch die scharfe Axt Wunden gerissen hat in die mächtigen Stämme, und der herrliche Wald stöhnend und krachend unter den niedersausenden Beilhieben gefällt wurde.

Felix Bickenbach meinte, ihm werde mit diesen Beilschlägen etwas Liebes, Lebendiges dahingestreckt. Er hat die Zähne zusammengebissen. Am Ende stellte es sich natürlich heraus, daß der Erlös für den Wald ein Tropfen auf einen heißen Stein war. Nur für eine sehr kleine Zeit konnte der Fabrikherr freier aufatmen. Dann schlang die überall emporflackernde Not wieder enger und gieriger den Reigen um ihn. Ach! immer fester und unlöslicher zieht sich das Netz um ihn zusammen. Er sieht nirgends einen Ausweg! Und am Montag ist der Fünfundzwanzigste! Verfalltag! Wer solche Stunden und Situationen nicht erlebt hat, kann ihre Bedrängnis und Verzweiflung nicht ermessen, vermag dieses Grübeln und sich schier Hintersinnen nach einem Ausweg nicht nachzufühlen.

Felix Bickenbach steht jetzt dicht vor dem großen Fabrikgebäude.

Ueber dem Portal leuchtet in einfachen Goldlettern die Inschrift: „Bete und arbeite.“

Wahrhaftig, daran hatte es der Fabrikherr nicht fehlen lassen. Er hat keinerlei Nachlässigkeiten bei sich und anderen geduldet. Er hat nichts vergeudet und auch in guten Tagen sparsam und treu zu seiner Sache geschaut. Er hat

seinem Herrgott zu Ehren gelebt nach bestem Wissen und Gewissen. Er ist mit rechten Gedanken allsonntäglich zur Kirche gegangen und hat sein Morgen- und sein Nachtgebet nicht versäumt. Fast ängstlich beflissen ist er gewesen, im Sinne seiner Vorfahren ein gottgefälliges Leben zu führen und demgemäß auch sein Weib und seine Kinder zur Frömmigkeit anzuhalten. Diesen gleichen Geist suchte er unter seinen Arbeitern zu pflegen. Darum hatte er seinen Wahlspruch anbringen lassen über ihrer gemeinsamen Arbeitsstätte.

Mit einem eigentümlichen und unerklärlichen Ausdruck schaut Felix Bickenbach auf die Inschrift über dem großen Eingangstor. „Bete und arbeite." Es gab wahrscheinlich auch solche Narren und Lebensunkundige, die irgendwie in einem törichten Ueberschwang zu viel taten in der einen und anderen Richtung, und nicht weiter kamen mit dem Rezept. Bickenbach lacht ein kurzes gequältes Lachen. Dann aber durchzittert ihn ein tiefer Seufzer. Und in der Gewohnheit langer Jahre zieht er den Hut, so wie er es getan, als ihm zum ersten Male die schlichten Worte dort mahnend entgegenleuchteten, und wie er seither es immer getan. Nur nicht die Gottheit kränken, die Hilfe senden kann nach ihrer Art und nach ihrem Ermessen, wenn die Not am größten ist. Nur nicht das Vertrauen verlieren in ihren unerschöpflich strömenden Gnadenquell. Irgendwie, wenn Gott nur wollte, so konnte er auch seiner Not ein Ende machen. Denn Gottes Wege sind wunderbar.

Rasch, in pressendem Druck verschlingt Felix Bickenbach die Hände und sendet ein Stoßgebet empor. „Sieh, meine Not ist groß, allmächtiger Vater im Himmel, hilf mir!"

Felix Bickenbach kommt von der Bank. Er hat dort gefragt, ob man ihm einen Hauptwechsel bis zum Jahresschluß prolongieren könne. Die Herren haben ihm im achtungsvollsten Tone versichert, daß es ihnen unmöglich sei, diesen Wunsch zu erfüllen, und auf die allgemeine, fast katastrophale Krisenzeit hingewiesen, welche ihnen die allergrößte Vorsicht zur unabweislichen Pflicht mache.

Was nun weiter werden wird nach diesem letzten erfolglosen Bittgang weiß Bickenbach nicht, oder, wenn er restlos aufrichtig gegen sich sein will, so muß er sich sagen, daß er es nur zu gut weiß. Die Dinge werden, wie bei den anderen, so auch bei ihm, ihren vorgeschriebenen schicksalshaften Lauf nehmen.

Bickenbach öffnet die schweren Eichentüren des Fabrikeingangs. Er reckt und strafft seinen mächtigen Körper, und tritt in das Innere des Gebäudes. Das undefinierbar berauschede Spulen, Surren und Schnurren vieler Maschinen schlägt ihm entgegen. Bickenbach ist dieses vielstimmige Ineinanderschwirren von dunkeln und hellen Tönen die liebste und berückendste Musik, denn für ihn liegt der Schöpfungsklang des Werdens, des Gestaltens darin. Ihm ist der Lärm der tausend ineinandergreifenden, geschäftigen Räder in seiner Fabrik lieber als die herrlichsten Kompositionen und die berühmtesten Leitmotive unsterblicher Meister.

Wenn er sich nur diese, seine hinreißende Lebensmusik erhalten kann bis zum Ende seiner Erdentage! Ein neuer Kampfmut wogt in ihm auf, wie er nun mit tiefem Atemzuge die Fabrikluft einatmet. Irgendwie wird und muß er sich einen Ausweg erzwingen aus seiner Not! Irgendwie muß sich das Letzte und Aeußerste abwenden lassen! Der Heizer speist gerade den mächtigen Ofen unter dem Dampfkessel und wirft mit gewaltiger Schaufel Kohlen durch die weitgeöffneten großen Tore. Was für eine furchtbare Glut in dem tiefen hochgewölbten Rachen! Weißlich wabern und lohen, stürzen und schießen in verzehrendem und doch alles belebendem Feuer die Flammen empor.

Der Heizer wischt sich mit dem kohlenschmutzigen Aermel über das hagere rußige Gesicht. „Tag Herr!" sagt er.

„Tag, Wöriker", sagte Bickenbach, „seid Ihr zufrieden mit den neuen Steinkohlen?"

„Ja, Herr, die brennen wie das höllische Feuer. Es ist ein Pläsir, damit zu stochen", antwortet der Heizer mit einem ehrlichen und wohltuenden Lachen und wirft dem Feuer einen neuen Wurf in den Rachen.

„Ihr seid doch sparsam mit den Kohlen", mahnt Bickenbach, „und verbraucht nicht mehr als nötig ist!"

Wöriker schüttelt gutmütig den Kopf: „Das wissen Sie, Herr Bickenbach, und so viel kennen Sie mich, daß bei mir nichts verposamentiert wird. Ich sehe zu der Sache wie zu meiner eigenen."

„Nichts für ungut!" sagt Bickenbach und entfernt sich. — An der großen Dampfmaschine vorbeigehend, ersteigt er die Treppe zu dem oberen Stockwerk.

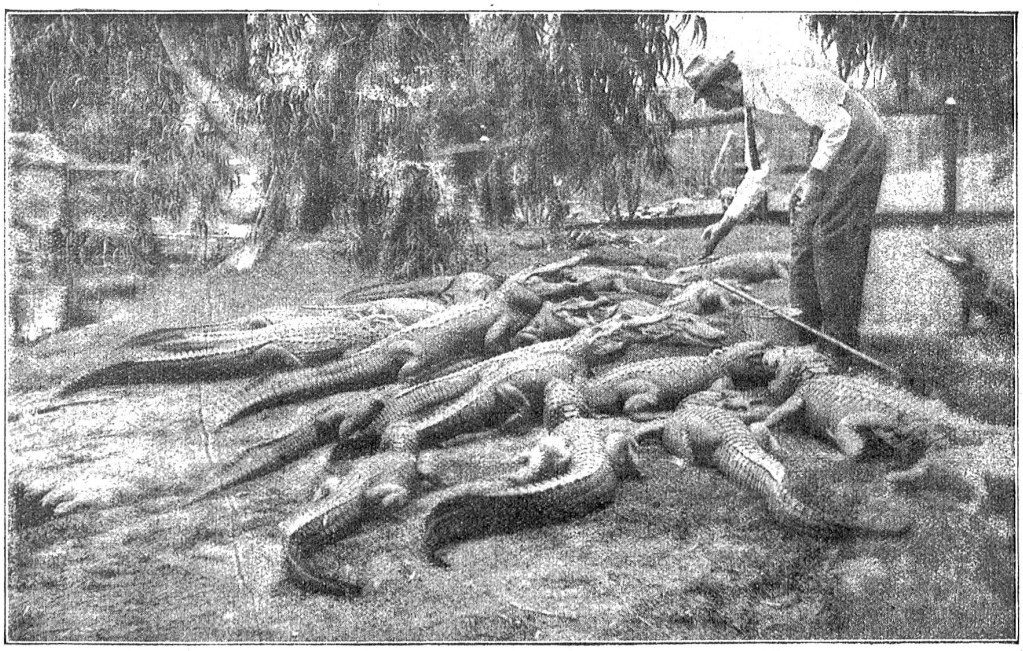
Langsam verläßt ihn wieder die Spannkraft, die er soeben noch gefühlt; schwerfällig schließt er die Türe auf zu seinem Privatkontor. Umständlich vertauscht er seinen braunkarierten Tuchrock mit einer leichten Fabrikjacke. Dann stopft er sich in raschem Entschluß eine kurze Pfeife, zündet sie an und setzt sich auf einen rohrgeflochtenen Lehnstuhl. Er macht ein paar paffende Züge, aber als die Pfeife nicht recht ziehen will, läßt er sie in der Hand schlaff herunterhängen, beugt den Oberkörper weit vor und stiert vor sich hin.

* * *

Bickenbach ist spät in der Nacht von einer weiten ermüdenden Geschäftsreise zurückgekehrt. Er hat einen Geschäftsfreund gebeten, ihm auf die in den Lagern aufgestapelten wertvollen Rohmaterialien eine Summe vorzustrecken.

Aber in Geldsachen hört die Freundschaft auf. Möglich, daß Hürxtal in der Tat nicht konnte; die notvolle Zeit lastete schließlich auf jedem. Wie dem auch sein mochte, Bickenbach hatte kein Geld bekommen. Nach dieser Absage war er zu seinem Agenten gefahren und hatte diesen gedrängt, das überfüllte Lager fertig gesponnener Garne zu verkaufen. Es ist scheußlich, immer nur auf Lager zu spinnen, wenn man den Absatz der Ware so blutnötig hat, wenn einem das Messer schier an der Kehle sitzt. Der Agent hat bedauernd die Achseln gezuckt: „Glauben Sie mir, Bickenbach, ich tue mein Bestes. Es ist einfach nichts zu machen. Die Konjunkturen sind eben vertrackt ungünstig; es scheint sich alles miteinander gegen eine baldige Besserung verschworen zu haben. An größere Abschlüsse ist durchaus nicht zu denken. Ich bin gezwungen, weit unter Preis loszuschlagen, wenn ich überhaupt verkaufen will. Sie wissen, es gab zu allen Zeiten Hyänen, die beim Zusammensturz profitieren!"

Bickenbach hat bei den letzten Worten des Agenten mit den gekrampften Händen die Weste auseinander gezerrt, als erdrücke es ihm irgendwie den Atem, und hat rauh hervorgewürgt: „Machen Sie meinetwegen, was Sie wollen; aber



In der Alligatorenfarm: Die Fütterung der Alligatoren

ich muß einfach Geld, ich muß Bargeld haben. Ich habe die Summe für die nächste Löhnung noch nicht beisammen. Ich kann den Arbeitern nicht die leeren Kassen zeigen am Zahltag!"

Da streckte der Agent dem schwerbedrängten Manne die Löhnungsgelder vor. Das überfüllte Lager bietet ihm genügende Sicherheit und mit seiner Bereitwilligkeit ist kein Risiko verknüpft. Schließlich ist auch bei der langjährigen Geschäftsverbindung jeder sich selber der Nächste.

Bickenbach hat mit einer unendlichen Erleichterung die Löhnungsgelder eingesteckt. So lange die Fabrik in Betrieb ist, sollen seine Arbeiter keinen Mangel leiden und zu ihrem Rechte kommen. Was nachher wird, dafür kann er keine Verantwortung übernehmen. Aber jetzt noch trägt er die Sorge für sie. Ach, seit Monaten ist der Zahltag ein immer wieder von neuem drohendes Gespenst, dessen Abwehr eine fast übermenschliche Anstrengung erfordert.

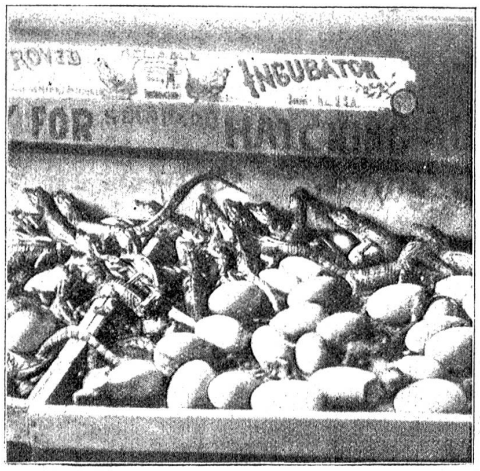
Noch auf der Reise wurde Bickenbach von der Hiobsbotschaft erreicht, daß ein Berliner Geschäftshaus seine Zahlungen eingestellt habe. Bei diesem Zusammenbruch fiel er mit einigen tausend Mark herein. Unter günstigeren Zeitläufen wäre der Verlust dieses Geldes zu verschmerzen gewesen. Bei den obwaltenden Verhältnissen aber machte es Bickenbachs Ruin nur sicherer. Es war eben alles miteinander verbunden: keiner stand jetzt mehr in kühner, selbstbehaupteter Unabhängigkeit, und einer riß gewollt und ungewollt den anderen mit in den Abgrund. Jeder mochte sehen, was es für ihn aus den Trümmern und dem Chaos zu retten gab. —

Bickenbach zerrt verstört an seinem langen Bart und greift sich mit einer verzweifelten Bewegung an die Stirn.. Am fünfundzwanzigsten werden ihm selber die fälligen Wechsel präsentiert. Nur noch eine kurze Spanne Zeit trennt ihn von dem Verfalltag. Ihm war wie einem Ertrinkenden zu Mute im gurgelnden Schwall der Wasser. Er sah keine Möglichkeit mehr, das Ufer zu erreichen. Wie sehr er auch alle Kräfte anspannte zur Rettung, die Wogen würden über ihm zusammenschlagen.

Ein Stöhnen ringt sich aus seiner Brust. Er denkt an sein geliebtes Weib, seine fünf Kinder, von denen noch keines sich selber helfen kann, geschweige denn dem andern helfen könnte. Alle fünf müssen noch erzogen und geschult werden. Er denkt daran, wie seine älteste, dreizehnjährige Tochter heute am Morgen zu ihm gesagt: „Vater, heute ist Mutters Geburtstag", und wie sie in dunklem verständnislosem Ausdruck auf seine leeren Hände geblickt und sich verwundert hat, als er sein Antlitz abgewendet. Er hatte den Tag, der ihm in andern Jahren durchstrahlt gewesen war von Freude und Glück, in der Not der Gegenwart völlig vergessen. (Schluß folgt.)

Die Alligator-Zucht.

Wenn der reiche Amerikaner im Luxuszug von New York her nach den eleganten Modebädern Florida, Palm Beach und Miami fährt, so berührt er nach der Durchquerung endloser Sumpfebenen auch die Stadt Jacksonville, die durch ihre Riesen-Alligator-Farm eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Jacksonville liegt nämlich mitten im Verbreitungsgebiet des Alligators oder Kaimans, des Nordamerikanischen Krokodils. Diese Reptilien bevölkern die Gewässer der südlichen Union und zwar bis empor zum 35. Breitengrad; besonders häufig sind sie im Delta des Mississippi, und am zahlreichsten kommen sie in den warmen Sümpfen Floridas vor. Der Alligator wird bis zu 5 Meter lang, ist also etwas kleiner als das Nilkrokodil, dessen größte Vertreter eine Länge bis zu 7 Meter erreichen. Er ist auch weniger gefährlich als dieses und greift den Menschen nur



Ausschlüpfende Alligatoren.

in besonderen Fällen an. Auf dem Land bewegt er sich sehr ungeschickt und ist feig; er verteidigt sich durch heftige Schläge